

Die meisten Kabarettisten sind keine schönen Menschen. Es ist ja ihr Auftrag, die Mächtigen unter Feuer zu nehmen. Und da auch schöne Menschen irgendwie zur Obrigkeit gehören (Vorgesetzte qua Attraktivität), ist Machtkritik bei uns eher in den Händen der Schiefen, Knurrigen, Morchligen.

Aber Lisa Eckhart ist schön. Sie verkörpert sozusagen evolutionäre Führerschaft – und schaut aus entsprechender Höhe auf uns herab. Sie redet zu uns wie zu einem Schlamassel, in dem sie selbst nicht sitzt. In freundlichem Hohn. Nicht die Mächtigen sind Thema ihres Spotts. Sondern alle anderen. Zuletzt sogar: das Leben selbst.

Wann eigentlich ist diese Gestalt aufgetaucht? Wann sah man sie zum ersten Mal? Obwohl sie erst 28 Jahre alt ist, hat man den Eindruck, sie sei schon immer da gewesen.

Bekannt wurde sie durch ihre Auftritte in den Sendungen des Kabarettisten Dieter Nuhr. Das ist der Satirezuständige der ARD, der sein Amt mit bürokratischem Gleichmut versieht. Ein offenbar unterzuckerter, in Hauchlauten waltender und urteilender Komiker aus dem Rheinland, der kaum noch Witze macht, über die man lachen muss, sondern vor allem solche, zu denen man nicken soll. Nuhr will mit seinem Humor nicht unterhalten oder die Verhältnisse auf den Kopf stellen, er will vor allem: Recht behalten.

In dessen Sendung also fiel Lisa Eckhart auf – als ein schwer deutbares Dekadenz- und Luxuswesen, das auf dem Sonnendeck des Lebensnarrenschiffs zu Hause ist mit seinem zarten Gesicht, seinen leuchtenden Zähnen, seinem knäbisch-zierlichen Leib und seiner ein wenig mechanischen Eleganz. Sie ist an höfisches Zeremoniell gewöhnt und pflegt perfekte, süßlich vergiftete Umgangsformen, denen sie in einem wie gemalten, mit hingelutschten Sch-Lauten verschönten Deutsch frönt: Sie ist ja Österreicherin. Aber dort lebt sie schon lang nicht mehr. Sie wohnt in Leipzig. Wo sie, wie sie sagt, kaum jemanden kennt – was sie natürlich genau so will.

Überhaupt gehört sie nirgendwo dazu, auch nicht bei Nuhr. Im Gegensatz zu ihm will sie nicht erziehen. Das tut Nuhr dauernd, der uns alle zu Nichtheuchlern, Selbstdenkern, kurzum: zu seinem Gefolge, erziehen will, damit uns das Leben im Wahnsinn der Moderne mit ihren Verstellungszwängen trotz aller moralisch-politischen Korrektheit doch gelinge. Lisa Eckhart hingegen, giftiges Mädels aus Leoben, hat kein erkennbares Interesse daran, dass die Welt besser werde. Diese lauernd wohlgezogene Hofnarrin verhöhnt alles Daseinsglück, statt in ihm zu schwelgen.

Trotzdem hat sie großen Erfolg. Wie kommt das? Sehen wir sie live, in Berlin. Auf der Bühne des Berliner Tipi am Kanzleramt steht sie wie das Fuchslin aus der Fabel, welches fein lächelnd und mit einer tückischen Höflichkeit über die einfältigen Tiere des Waldes hinwegblickt.

Das Wesen ihres Spiels ist Unrührbarkeit, durch die Schadenfreude blitzt – für die Normalsterblichen, zu denen sie nicht gehört. Sie gibt sich als Geistererscheinung: ein Mensch abzüglich seiner Illusionen, Hoffnungen, Affekte. Kalter Verstand, der tief blickt: durch die Körper hindurch auf die Skelette.

Sie hat bisweilen diesen maliziösen, fast zärtlichen Sadismus, wie ihn Christoph Waltz in seiner Rolle als SS-Standartenführer Hans Landa in dem Film *Inglourious Basterds* ausstrahlt – als bringe sie uns behutsam lauter fürchterliche Wahrheiten bei. Dazu macht sie spitzfingrige Gesten, als nehme sie uns Blinden pantomimisch die Augenklappen ab.

Einen erkennbar ideologischen Kern hat ihr Programm nicht: Es ist eher jener Mut des Kindes aus *Des Kaisers neue Kleider*, den sie für sich reklamiert. Aber in ihrem Fall funktioniert das Märchen genau umgekehrt. Bei ihr sind die dummen Menschen, die Könige und das Volk,

Die tückische Hofnarrin

Die österreichische Kabarettistin Lisa Eckhart verachtet das Glück und verhöhnt den Durchschnittsmenschen. Von ihrem Publikum wird sie dafür geliebt **VON PETER KÜMMEL**



Lisa Eckhart, 28, ist auf großer Tournee. Näheres unter www.lisaeckhart.com

Foto (Ausschnitt): Franziska Schroedinger

dick verummt mit falschen, camouflierenden, lügnischen Begriffen, und sie gehen in einer mit Sprech- und Denkverboten verhängten Welt umher. Und nun kommt Lisa Eckhart und reißt den Gedanken und den Begriffen die Schonbezüge herunter ...

Sie nennt sich eine »alte Seele« – also ist sie jemand, der in jungen Jahren begriffen hat, wie das Leben läuft. Ein Wesen, das mit solcher Weitsicht ausgestattet ist, muss sich entscheiden, zu welcher Sorte von Propheten es zählen will: zu den klagenden oder den lachenden. Zu den Mitleidenden (weh uns!) oder zu den Hochmütigen, die das menschliche Unglück insgeheim amüsant finden – als wär's eine raffinierte, von ganz oben eingefädelte Intrige.

Lisa Eckhart hat sich entschieden. Mit 28 Jahren wirkt sie wie eine Figur, die all das Leid schon verschmerzt hat, das ein Erdaufenthalt mit sich bringt.

Das Tipi ist ein Veranstaltungszelt mit terrassenhaft ansteigendem Zuschauerraum und einer leuchtenden Bar. Es ist Samstagabend. Berlin zeigt sich hier, 150 Meter entfernt von Angela Merkels Arbeitsplatz, homogener, Steglitz-artiger, unglamouröser als irgendwo sonst: weißes, bürgerliches, großteils älteres Publikum. Sobald allerdings die Lichter im Saal erlöschen und das Gelächter losgeht, wirkt dieses Kollektiv sofort um viele Jahre verjüngt.

Zur Überwindung von Auftrittsangst, so heißt es, stellen sich Bühnenkünstler bisweilen ihr Publikum nackt vor. Lisa Eckhart aber sagt: »Ich stell mir das Publikum nicht nackt vor, sondern gut angezogen – das erfordert mehr Vorstellungskraft.«

Sie thront hier über lauter Leuten, unter denen sie es nie aushalten würde. Nämlich unter soliden und beruhigten Lebensbänden, Gruppen von alten Freunden und vor allem Paaren, die so wirken, als seien sie seit Jahrzehnten zusammen. Über sie macht Eckhart später einen Witz, der ins Schwarze, also in den Angstuntergrund des Publikums zielt: »Bei langjährigen Beziehungen dreht sich alles um die Frage, wer am Ende wen pflegen muss.« Und dann: »In einer Beziehung ist nicht der mächtig, der die Hosen anhat, sondern der, der in die Hosen macht.«

Schlechte Nachrichten, von einer vernünftigen Todesbotin überbracht. Sie lächelt, wenn sie spricht. Sie trägt gern Elemente eines Narrenkostüms und hängt etwas Durchbrochenes oder gänzlich Transparentes drüber: Sie verlacht alles Begehren und weckt es doch. Mit übereinandergeschlagenen nackten Beinen, im Morgenmantel, unter dem ein BH zum Vorschein kommt, sitzt sie zweieinhalb Stunden lang vermeintlich anstrengungslos auf einem Hocker. Ihr Körper ist sehnig; sie behauptet in Interviews, sie treibe keinen Sport, aber man glaubt es nicht: Hier muss eisernes Training im Spiel sein. Pure Perfektion: Sie verspricht sich in diesen zweieinhalb Stunden ein einziges Mal, und noch aus dem Versprecher macht sie eine Pointe.

Wo andere Satiriker mit der eigenen Fehlbarkeit kokettieren und sich mit dem Publikum verbündern, hält Lisa Eckhart Abstand. Sie erträgt den Menschen am besten von oben, von der Bühne herab. Lampenfieber kenne sie nicht, und ein Auftritt vor 500 Menschen sei keine Arbeit, sondern ein Vergnügen, sagt sie. Viel schwerer ist es für sie wohl, zweieinhalb Stunden später die Bühne zu verlassen. Sie gibt keine Zugaben, sie verachtet dieses Hin und Her zwischen bettelndem Volk (bitte mehr!) und gnädigem Künstler (dann will ich mal nicht so sein). Und sie will ihre Zuschauer nach dem Auftritt auch gar nicht mehr sehen oder, Gott behüte, treffen. »Ich hab Sie alle sehr lieb«, sagt sie zum Abschied im Berliner Tipi, »aber ich fürcht mich auch vor Ihnen.« Und dann noch dies: »Wenn Sie übergriffig werden wollen, dann fassen Sie mich an die Brust – aber duzen Sie mich nicht!«

Ihr ganzer Auftritt ist ein Akt der ironischen Züchtigung: Sie lässt sich zu Leuten herab, von denen sie dafür geliebt wird und die mit etwas anderem als glamouröser Herablassung wohl auch nicht gerechnet haben. Sie führt ihr Publikum wie ein Orchester: blinzelt der ersten Geige (dem Vorlacher) zu, betreut sanft – »ich spiel jetzt ein bisschen da rüber« – die etwas trägen hinteren Reihen und erkennt rasch die »Hohoho«-Nester im Saal, also jene Leute, die mit typischem Kabarettgelächter ihre Bildung beweisen müssen.

Es sei ihr, sagt sie nach dem Auftritt, beim Gespräch in der Garderobe, das Herrenmenschen im Nietzscheanischen Sinn ein Anliegen: »Ich möchte den Menschen einen Geschmack für Stärke und Macht beibringen, die nicht sofort befleckt sein muss von inhumanem Gedankengut, sondern auch einfach mit Würde zu tun hat. Damit, über etwas drüber zu stehen. Und seine Wunden nicht immerzu aufzureißen und eitern zu lassen. Ich will Leid nicht an Kunst koppeln.«

Viel eher schon an Selbstgenuss. Sie lässt ihr Publikum spüren, dass sie hier das Premiumwesen ist, schärfer denkend, besser aussehend, hochmütiger selektierend als die anderen. Es sei ihr, sagt sie, unmöglich, sich im Bühnenmilieu nach oben zu schlafen: »Zeigen Sie mir einen Kabarettisten, mit dem ich mich nicht runterschlafen würd.«

So also klingt Übermenschwitz. Doch dann stiftet sie allen, die auf der Weltrangliste unter ihr stehen, jenen, die klagen, sie seien im falschen Körper gefangen, einen vergifteten Trost: »Ich bin im richtigen Körper gefangen! Soll heißen: Auch ich, Lisa, werde verfallen und vom Wurm gefressen werden. Gevatter Wurm, wie ihn Hamlet nennt, ist für Lisa Eckhart ein Partner, mit dem sie sozusagen auf Augenhöhe kommuniziert. Ihr ganzes Programm ist vom Ende her gedacht. Sie spielt: *Der Tod und das Mädchen* – beide Rollen.

Der Tod, so sagt sie später, hinter der Bühne, eine Zigarette rauchend, lasse ihr keine Ruhe und hetze sie immerzu:

»Ich züchtige mich geistig für jeden Tag, an dem nicht etwas entstanden ist, von dem ich glaube, dass es mich überdauern wird. Ich weiß nicht, woher diese unfassbare Angst vor der Sterblichkeit kommt, aber sie ist da. Ein geglückter

Tag ist einer, an dem etwas entstanden ist, nicht einer, an dem ich glückliche Momente gehabt habe. Diese Momente erreichen mich gar nicht wirklich. Mich treibt eine fast senile Bettflucht zur Arbeit, weil ich Angst hab, der Leibhaftige kommt, wenn ich jetzt nicht aufstehe.«

In ihrem Programm spricht sie gern über Körperflüssigkeiten, sie macht Witze über die schwer arbeitenden Kinder der Dritten Welt, sie hat Freude an schauerhaften Pointen (Was haben Niki Lauda und Notre-Dame gemeinsam? Beides sind Nationalheiligtümer, die gebrannt haben), sie liebt das Ekelregende und breitet es zierlich vor uns aus – und warum? Um uns zu beweisen, was für Monster wir sind, da wir all das ertragen und uns sogar darin wohlfühlen, kurzum: Alle Indizien für das Misslingen der Schöpfung lösen eine mephistophelische Heiterkeit in ihr aus.

Den Luxus der Sinnlosigkeit zu genießen, sich selbst zu durchschauen und doch gut zu finden – darauf läuft es am Ende hinaus. Am Nachruhm zu arbeiten und ansonsten keine Utopie zu verfolgen. All das, wie Nietzsche es gefordert hat, nicht ohne »Strenge und Härte« gegen sich selbst. Lisa Eckhart als Bühnenfigur, das ist eine Dekadenzerscheinung, welche die dahinter verborgene Sprachkünstlerin (von der demnächst ein Roman erscheint) schrill zu verdecken oder gänzlich zu absorbieren vermag. Die Feder, mit der im alten Rom die Völlerer ihren Gaumen kitzeln ließen, um sich zu übergeben und im eigenen Wanst Platz für neue Speisen zu schaffen – jene Feder hat die Asketin Lisa Eckhart sich an ihren Narrenhut geheftet. Sie steht ihr ausgezeichnet.

Was für Monster wir doch sind, dass wir all das ertragen!